

DAPHNE MAHR

DAS ANTIQUARIAT



DER VERLORENEN DINGE

ueberreuter

Daphne Mahr

DAS
ANTIQUARIAT
DER
VERLORENEN
DINGE

ueberreuter

Für Mama und die kunterbunte Familie Lombard.
Für Andreas. Mittagessen in Lyon, Abendessen in Paris
und Sonnenaufgang in Marseille.
Je t'aime



1. Auflage 2022

© Ueberreuter Verlag GmbH, Berlin 2022

ISBN 978-3-7641-7131-5

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder
Familien sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Autoren- und
Projektagentur Gerd F. Rumler (München).

Lektorat: Steffi Korda, Büro für Kinder- und Erwachsenenliteratur

Covergestaltung: Pietro D'Angelo, Silver Tales Graphic Design
unter Verwendung von Bildern von shutterstock/Daniela Pelazza;
shutterstock/Bokeh Blur Background; shutterstock/Paprika_only;
shutterstock/Stock_Design; shutterstock/Chores.

Druck und Bindung: CPI books GmbH

Gedruckt auf Papier aus geprüfter nachhaltiger Forstwirtschaft.
www.ueberreuter.de

Wunder kommen
zu denen,
die an sie glauben.

Spruchwort aus Frankreich

Bücher sind Schiffe, welche
die weiten Meere
der Zeit durchheilen.

Francis Bacon

Prolog

Fête des Lumières

Es passierte in der letzten Nacht des Lichterfests. Die Einwohner Lyons hatten ihre Fenster mit Kerzen geschmückt, ein eisiger Wind trug den Geruch frischer Crêpes durch die schmalen Altstadtgassen und über dem Wasser der Saône hing eine dünne Nebeldecke. Vermutlich würde bald der erste Schnee fallen.

Noël hasste Kälte.

Das war allerdings nicht der Grund, warum er es so eilig hatte. Er grub die Hände in die Taschen seines dunkelgrauen Cordmantels, dessen Ärmel mit braunen Flecken übersät waren, und blickte konzentriert auf den uneben gepflasterten Boden der *Rue Saint Jean*. Die schwarze Strickmütze hatte er tief in die Stirn gezogen, als wollte er sich darunter verstecken. Mit aller Kraft versuchte er dem Drang zu widerstehen, zurück auf den Platz mit der hell erleuchteten Kathedrale, der *Cathédrale Saint-Jean-Baptiste de Lyon*, zu sehen. Obwohl Noël bereits einige Meter hinter sich gelassen hatte, spürte er immer noch die bohrenden Blicke in seinem Nacken. Er wusste, wieso sie das taten. Genauso wie er wusste, dass er sich nichts anmerken lassen durfte. Das hätte nur ihre Neugier geschürt. Ihren Verdacht gestärkt. Ihn interessanter gemacht. Besser war, sie hielten ihn für einen langweiligen Ahnungslosen. Einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der seine Fähigkeiten nicht beherrschte. Der sich heute Abend mit Freunden getroffen hatte, um nichts anderes zu tun, als das prachtvolle Lichtermeer zu bewundern,

in das Lyon sich jedes Jahr rund um den achten Dezember verwandelte. Der die vergangenen Stunden damit verbracht hatte, ziemlich viele Crêpes zu essen und ziemlich viel Glühwein zu trinken. Ein junger Mann, in dessen Manteltaschen steif gefrorene Finger steckten – doch kein Gegenstand von Wert –, und der sich auf dem Heimweg befand. Was der Realität entsprach. Das hier *war* Noëls Heimweg. Bis zu dem alten Buchladen seiner Familie fehlten nur noch fünfzig Schritte. Fünfzig Schritte, die Noël mit verbundenen Augen hätte gehen können, und dabei hätte er immer genau gewusst, an welchem der vielen kleinen Lokale mit Klappstühlen und rot-weiß-karierten Tischdecken er gerade vorbeikam.

Vor allem aber wies ihm die Geigenmusik des Puppenspieler die Richtung. Solange Noël sich erinnern konnte, war nie auch nur ein Tag vergangen, an dem der alte Mann mit der regenbogenfarbenen Ballonmütze, den buschigen Brauen und den weißgrauen Locken nicht an einer der Häuserecken seine Holzmarionetten hatte tanzen lassen. Und natürlich trotzten die Puppen und ihr Spieler auch in dieser Nacht Dunkelheit und Kälte, baten die Passanten um eine kleine Spende und füllten Kindergesichter mit Aufregung.

Als Noël sich näherte, hielt der alte Mann inne. »Guten Abend, Monsieur Lombard. Wie geht es dem Baby?«, fragte er durch die Gasse.

Noël verlangsamte seine Schritte, bis er schließlich direkt vor dem alten Mann stehen blieb und ihn freundlich anlächelte. »Guten Abend, Gaston! Ach, das Baby ist bald kein Baby mehr.« Er zog die Hände aus seinen Manteltaschen und rieb sie einige Male kräftig gegeneinander. Aber die gefrorene Luft war gnadenlos; sie kroch bis unter die Nägel, und er kam nicht

gegen sie an. »Ich fürchte, Malou und ich müssen in den nächsten Wochen auf Schlaf verzichten. Die Zähne haben uns fest im Griff.«

»Ach weh, ach weh, das arme kleine Wesen ...«, brummte der Puppenspieler, ehe er die Marionette mit der demolierten Nase aufgeregt springen ließ und mit glockenhell verstellter Stimme rief: »Die Zähne? Was hat das Kind denn an den Zähnen?« Nun warf er Noël einen entschuldigenden Blick zu und wandte sich dann mit seiner eigenen Sandpapierstimme an die Puppe: »Dummkopf! Das Kind hat nichts an den Zähnen, es bekommt welche! So ist das mit Menschenkindern, die sind nicht mit dem ersten Atemzug fertig geschnitzt.« Erneut sah er Noël an. »Bitte nehmen Sie es ihm nicht übel, Monsieur Lombard. Caillou ist entsetzlich vorlaut.«

Noël schmunzelte. »Ach, ich würde Cai...«

Doch weiter kam er nicht. Plötzlich war ihm, als habe sich in seinem Augenwinkel etwas bewegt. Kurz und flüchtig, wie ein Schatten, der eine Mauer entlanghuscht. Dennoch lange genug, um ihm eine Warnung zu sein. Er durfte keinesfalls unachtsam werden. Sie beobachteten ihn immer noch.

Noël atmete tief durch, beugte sich ein Stück vor und raunte: »Gaston, die Stadt leidet unter einer Bücherwurmplage.«

»Bücherwürmer?« Jetzt flüsterte auch der Puppenspieler und seine Stirn legte sich in Furchen. »*Mon Dieu!* Käfer oder Larven?«

»Käfer ...« Noël richtete sich wieder auf – und noch im selben Moment entdeckte er die dunkle Gestalt am Ende der Gasse. Sie stand mit dem Rücken gegen eine Hausfassade gelehnt, die Beine überkreuzt von sich gestreckt. In einer Hand eine Zigarette.

Blauer Qualm.

Vorgetäushtes Desinteresse.

Noël kannte diese Tricks.

Sie wollten ihn für dumm verkaufen.

Ihn in Sicherheit wiegen.

Sie wussten Bescheid.

Sie folgten ihm.

Er hatte gehofft, sie würden sich täuschen lassen und nichts weiter als Vermutungen anstellen. Aber dafür strahlte der Inhalt seiner Tasche wohl doch zu stark aus.

Noël hätte sich selbst ohrfeigen können! Wieso war er ausgerechnet an einem Abend wie diesem dermaßen nachlässig gewesen? In einer Nacht, in der die Stadt nur so wimmelte von Menschen! Wenn Malou herausfand, dass er *heute* den offensichtlichen Weg gewählt hatte, anstatt unbemerkt durch eine der versteckten Seitengassen zu schleichen, von denen es in Lyon mehr als genug gab, würde sie ihm den Kopf abreißen. Nein. Erst würde sie ihm natürlich die hellbraunen Haare verstrubbeln und ihn stürmisch küssen, wie sie es immer tat, wenn er mit allen Gliedmaßen am Leib von einem Auftrag zurückkehrte. Denn seit Malou ihn und die Besonderheit seiner Familie kannte, war eine ihrer größten Sorgen, die Aufträge, die er für den Laden durchführte, könnten ihn Arme oder Beine kosten. Was grenzenloser Unsinn war. Wenn man Pech hatte, konnten sie einen das Leben kosten, aber keine Körperteile. Das fürchtete Malou nur, weil *Grand-père* Antoine die leidige Angewohnheit hatte, Antiquarsanekdoten mit Details auszusmücken, die er zuvor in irgendwelchen eingestaubten Piratenromanen gelesen hatte. Wie dem auch sei, Malou würde Noël, trotz aller vorhandenen Körperteile, einen waghalsig-

dämlich-leichtsinnigen Blödmann schimpfen, der sich endlich seiner neuen Verantwortung als Vater bewusst werden musste und niemals – *Niemals!* – wieder auf die Idee kommen sollte, diese skrupellosen Unwesen in die Nähe des Ladens zu locken.

Womit sie recht hatte.

Natürlich hatte sie das.

Aber Noël war mit diesen Dingen aufgewachsen.

Seine Tante, sein Großvater, sein Vater, sein Onkel – sie *alle* hatten ihn von klein auf gelehrt, wie man Bücherwürmer loswurde.

Ohne der Gestalt am Ende der Gasse weitere Aufmerksamkeit zu schenken, wandte Noël sich wieder dem Puppenspieler zu. »Ein gutes Spiel, Gaston«, sagte er. Hastig kramte er eine silberglänzende Münze aus seiner Manteltasche und schubste sie mit einem Fingerschnippen in den zerschlissenen Geigenkoffer. Dort drehte sie eine Pirouette, ehe sie zwischen zwei einsamen Fünfzig-Cent-Stücken erstarrte und keine Sekunde später umkippte.

Der Blick des alten Mannes streifte das Geldstück. Einen Wimpernschlag lang herrschte Stille, dann zog er mit einem kräftigen Ruck die Ballonmütze von seinem grauen Lockenkopf, presste sie fest gegen die Brust und deutete eine sachte, kaum wahrnehmbare Verbeugung an. »Es ist mir ein Vergnügen, Monsieur Lombard«, flüsterte er.

Noël nickte. »Danke, Gaston.«

»Ich danke Ihnen, Monsieur Lombard. Grüßen Sie Ihre bezaubernde Malou und den kleinen Schreihals.«

»Das mache ich.« Noël lächelte. »Bestimmt schaut Malou bald vorbei. Sie ist richtiggehend vernarrt in Caillou. Ich wünsche einen schönen Abend, Gaston.«

»Einen schönen Abend, Monsieur Lombard.« Der alte Mann schob die Mütze zurück auf seinen Kopf. »Auf dass die Regale Ihres Antiquariats heute Nacht frei von Bücherwürmern bleiben!«

»Das werden sie, Gaston.« Ein letztes Mal hob Noël die Hand zum Gruß, bevor er sich wieder auf den Weg machte.

Nur wenige Schritte später hörte er den Klang der Puppengeige durch die *Rue Saint Jean* hallen. Es war eine traurige Melodie, aber kräftiger als all die fröhlichen Lieder, die Gaston seine Holzmarionette an anderen Tagen spielen ließ. Sie war durchdringender. Sehnsüchtiger. Echter. Es war, als würden die Töne wie Efeuranken die Hausfassaden emporklettern. Als würden sie über den Boden bis in die kleinsten Mäuselöcher kriechen. Niemand konnte sich diesen Klängen entziehen. Noël musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, dass die Menschen, die normalerweise gleichgültig an dem bärtigen Mann mit Marionette vorbeigeschlendert wären, nun stehenblieben und ihn gebannt beobachteten. Genauso wenig musste Noël sich umdrehen, um zu wissen, dass die Schattengestalt am Ende der Gasse verschwunden war. Dass die Dunkelheit sie verschluckt hatte. Wie es immer passierte, wenn Gaston sein Lied spielte.

Der Anfang eines Buches ist ein Versprechen.
Ein winziger Vorausblick
auf das, was einen
zwischen
den Seiten erwartet.
Es gibt unendlich viele Arten von
Anfängen.
Manche sind sanft und leise,
andere halten dir
gleich
im ersten Satz
die Pistole
vor die Nase.
Sie lassen ihren Lesern keine Zeit,
es sich in ihrer Welt
gemütlich zu machen. Sie wollen auch gar nicht,
dass ihre Leser es gemütlich haben.
In ihnen stecken Nervenkitzel und Kanonenpulver, kein
Feenstaub oder zu pink geratene
Himbeermacarons.
Dennoch sind sie harmlos.
Es gibt nur eine Art von Büchern, vor denen du
dich in Acht nehmen musst, meine kleine Clara.
Die verlorenen Bücher.
Ihr Inneres kann einen kuscheligen Abend vor dem Kamin
von einer Sekunde
auf die andere in eine Nacht voll lebendiger Schatten verwandeln.
Wie aus dem Nichts lassen sie
dunkle Gestalten in das milchige Licht der Laternen treten.
Geschlüpfte Bücherwürmer.

Falls dir das jemals passieren sollte, Clara, falls dir ein verlorenes Buch
in die Hände fallen sollte und falls ein geschlüpfter Bücherwurm an dein
Fenster klopfen sollte, musst du mir eins versprechen:
Sei eine mutige kleine Chevalier. Zeig ihnen niemals deine Angst!

Philippe Gustave Chevalier

1.

Bis zu meinem elften Geburtstag fuhr ich jedes Jahr Anfang August mit dem Zug von München nach Lyon. Meistens mit meiner Mutter, einmal mit Mama und Papa gemeinsam – und danach nie wieder. Dieses eine Mal vor dem *Niewieder* war die traurigste Frankreich-Sommerferienreise meines Lebens. Meine Eltern hatten mich nicht wie sonst einfach vom *Gare de Lyon Perrache* vorbei am *Place Bellecour* bis in die *Rue Saint Jean* in der Altstadt gebracht. Wir blieben nicht vor dem historischen Renaissancestadthaus stehen, in dessen Untergeschoss sich das Antiquariat der Familie Lombard befindet und wo im Dachgeschoss Papy Philippe wohnte. Mama drückte nicht den kleinen Messingknopf in der Steinmauer direkt neben dem winzigen Schild mit der verschnörkelten Aufschrift *Atelier de relieur Chevalier*, Buchbinderei Chevalier, und wartete nicht, bis Papy Philippe mit einer qualmenden Tabakpfeife im Mund und einem alten Buch in der Hand das Fenster öffnete, den Kopf herausstreckte und freudestrahlend rief: »Meine kleine Clara ist wieder da!« Und danach eilte mein französischer Großvater – mein lieber Grand-père, mein Papy Philippe – auch nicht so schnell wie möglich durch den Hinterhof bis zu der dunkelgrünen, schweren Holztür, um mit mir und Mama unsere traditionellen Begrüßungscrêpes in Raouls Crêperie zu essen. Ich glaube, diese eine Frankreichreise vor dem *Niewieder* war tatsächlich der Moment, in dem ich herausfand, dass man niemanden für immer hat. Vor allem nicht seinen Opa. Dass man jede Sekunde genießen muss, die gemeinsam bleibt, weil es ir-

gendwann keine solchen gemeinsamen Sekunden mehr geben wird. Keine Schokoladencrêpes, keine Nächte in der Buchbin-
derwerkstatt mit den spannendsten Märchen der Welt, keine
selbst gebundenen Glitzertagebücher, auf deren Einband mir
mein Großvater in extragroßen Buchstaben *CLARA CLAIRE
BERNSTEIN* geprägt hatte, keine Papy-Philippe-Croissants
zum Frühstück und keine Frankreich-Sommerferien.

Das alles war gemeinsam mit Papy Philippe aus meinem Le-
ben verpufft wie eine Seifenblase, die in den Himmel schwebt
und in der Sonne platzt.

Nachdem wir also all die Dinge nicht taten, die für mich
sonst zu jeder Lyon-Reise dazugehörten, fuhren wir zum
Friedhof, und ich hielt die Hände meiner Eltern, während Papy
Philippes Sarg in der Erde verschwand. Und die ganze Zeit lief
keine einzige Träne über meine Wangen, weil es eine Art von
Traurigkeit gibt, bei der man nicht einmal mehr weinen kann.
Bei der einem einfach bloß ein dicker Kloß im Hals steckt und
man glaubt, alle Gefühle hätten sich aus dem Körper verflüch-
tigt. Als hätte man sie verloren. Genauso wie den Menschen,
von dem man dachte, man würde ihn niemals verlieren.

Inzwischen lag das fünf Jahre zurück.

Heute war der dritte August.

Gestern war ich sechzehn Jahre alt geworden.

Und heute hatte sich dieses *Niewieder* in ein *Dochwieder*
verwandelt. Zum ersten Mal seit damals stand ich am Bahn-
steig des *Gare de Lyon Perrache*. Nun jedoch ohne Mama und
Papa, denn meine Eltern fanden, dass eine Sechzehnjährige das
Recht hatte, die Welt allein zu erkunden. Sie stellten sich das
wie in Büchern oder Filmen vor, in denen Jugendliche die ver-
rücktesten Abenteuer erleben und darüber erwachsen werden.

Wäre das hier wirklich ein Film gewesen, dann würde das Bild nun langsam auf ein Mädchen mit von der Sonne ausgebleichten roten Chucks an den Füßen zoomen, das sich fieberhaft umsah. Dazu trug ich ein blaues Sommerkleid mit weißen Pünktchen, das weder cool noch neu noch praktisch noch sonst was war, denn von solchen Dingen hatte ich keine Ahnung, und das war auch noch nie anders gewesen. Meine rabenschwarzen Haare hatte ich zu einem unordentlichen Dutt hochgebunden – nichts ahnend, dass sie in diesem Sommer eine wichtige Rolle spielen würden. Genauso wie meine dunkelbraunen Augen und der viel zu große Leberfleck auf meiner linken Wange in diesem Sommer eine wichtige Rolle spielen würden.

Mein moosgrüner Trolley war ganz schön schwer, und ich hielt in der rechten Hand ein eierschalenfarbenedes Papierkärtchen, das ich unter keinen Umständen verlieren wollte. Denn darauf stand eine mit schwarzer Tinte gekritzelte Nummer, die ich anrufen sollte, falls ich die Frau mit dem langen blonden Flechtzopf nirgendwo entdecken konnte. Und ich entdeckte sie nirgendwo. Was nicht daran lag, dass ich Yvette Lombard nicht gekannt hätte. Im Gegenteil. Ich hatte Tausende Erinnerungen an die Antiquarin aus der *Rue Saint Jean*. Obwohl wir kein bisschen miteinander verwandt waren, fühlte es sich so an, als wäre sie meine Tante. Sie schickte Weihnachtskarten, Geburtstagskarten und war stets zur Stelle, wenn man sie brauchte. So war sie zum Beispiel, als Mama die Zwillinge bekommen hatte, extra nach München gereist, um meine Eltern zu unterstützen. Wie eine richtige Tante das eben tat. Vor allem aber erinnerte ich mich an ihre Besuche in Papy Philipps Buchbinderwerkstatt und die vielen staubigen Bücher, die sie ihm immer gebracht hatte, damit er sie rettete. Und an die rosaroten Bonbons

aus den Taschen ihrer Strickwesten, die sie mir, als ich noch ganz klein gewesen war, mit den Worten »Sieh mal, Clara, dir wachsen pinke Perlen hinter den Ohren. Ein eindeutiges Anzeichen für Feenblut!« aus dem Kragen gezaubert hatte.

Normalerweise hätte ich Yvette Lombard also ganz bestimmt nicht übersehen. Doch heute wimmelte es im *Gare de Lyon Perrache* so sehr von Menschen mit Koffern und Rucksäcken, die hinaus in die Stadt drängten, dass ich mich vor lauter Trubel kaum orientieren konnte. Es wurde gerempelt, gestoßen, geschoben und manchmal ein wenig geflucht. Doch nichts kam gegen das Herzklopfen an, das in meiner Brust polterte. Vielleicht war das hier der aufregendste Tag meines Lebens. Jedenfalls dachte ich das. *Clara Bernstein, einen aufregenderen Tag wird es nie wieder geben!*, schoss es mir andauernd durch den Kopf. Wahrscheinlich sind das normale Gedanken, wenn man zum ersten Mal alleine eine so weite Reise macht.

Gerade als ich dazu ansetzte, das Smartphone aus meiner Stoffumhängetasche zu nesteln, um die Tinten-Kritzel-Nummer zu wählen, hörte ich es.

»CLARA!!!«

Ein paar Leute drehten sich verwundert um. Ich sah von meinem Handy auf. Mit weit in die Höhe gereckten Armen stand Yvette neben dem Bahnhofseingang und winkte, als wäre sie ein überdimensionaler Scheibenwischer. »Clara! Clara! Clara!«, brüllte sie. Ganz ehrlich, hätte jemand wie meine Mutter irgendwo in der Öffentlichkeit eine ähnliche Show abgezogen, wäre ich vor Scham im Erdboden versunken. Aber bei Yvette war das anders. Bei ihr musste ich grinsen wie ein Honigkuchenpferd. Yvette gab es eben nur in speziell. Da genügte ein Blick auf ihre Klamotten. Obwohl die Augustsonne vom Him-

mel knallte, trug sie eine hellgrüne, hüftlange Strickweste zu einer knallgelben Bluse und einer kirschroten Leinenhose. Ihr Zopf hing locker nach vorn über die linke Schulter und mir fiel sofort wieder ein, wieso Mama und Papa ihr irgendwann heimlich den Spitznamen »Flip« verpasst hatten. Mit ihrem schlanken, hochgewachsenen Körperbau und den langen Beinen erinnerte sie wirklich an die nette Heuschrecke aus *Biene Maja*. Fehlte nur der Hut.

Vielleicht war es die Art, wie Yvette meinen Namen aussprach, mit den lang gezogenen A, genau wie Papy Philippe es immer getan hatte, sodass man hätte glauben können, ich würde *Claaraa* heißen, oder weil sie sowieso Französisch sprach und dann auch noch »*Ma chère!*« rief – jedenfalls wurde mir zum ersten Mal, seit ich heute Morgen um sechs Uhr in München in den Zug gestiegen war, so richtig bewusst, dass ich gerade nicht träumte. Ich war wirklich hier! In Frankreich! In Lyon! Und ich würde den ganzen Sommer bleiben!

Für einen Moment vergaß ich sogar, wie tonnenschwer mein Trolley war. Ich steckte mein Handy weg, packte den Koffergriff und bahnte mir, so schnell ich konnte, einen Weg durch die Menschenmassen.

Auf halber Strecke kam mir Yvette entgegengelaufen. »*Clara!*«, rief sie ein letztes Mal, dann zog sie mich ruckartig an sich, sodass der Trolley hinter mir mit einem Rums umkippte. »Es ist so schön, dich zu sehen!«, murmelte sie mir in die Haare.

»Es ist so schön, dass ich kommen durfte«, murmelte ich auf Französisch zurück. Und urplötzlich verwandelte sich das aufgeregte Flattern in meinem Bauch in einen brennenden Druck, der von meiner Brust bis in meine Augen wanderte. Ich blinzelte und blinzelte. Doch es ließ sich nicht mehr verhindern:

Tränen kullerten mir über die Wangen. Ganz von selbst. Auch wenn das vielleicht ein bisschen verrückt klingt. Wahrscheinlich lag es an Yvettes Geruch, dieser Mischung aus Bleistift, Staub und alten Büchern, die sich in der Wolle ihrer Strickweste festgesetzt hatte, und die mich unendlich an Papy Philippe erinnerte. Mit dem Unterschied, dass Papy Philippe immer auch noch etwas nach Pfeifentabak gerochen hatte. Es war, als würde das alles – die lange Reise, die Aufregung, weil ich zum ersten Mal vollkommen allein unterwegs war, die Ankunft an einem Ort, den ich so schrecklich vermisst hatte, das Wiedersehen mit Yvette, diese Begrüßung – einen Knoten aus Gefühlen in mir lösen, der in den letzten Jahren immer fester geworden war. Der sich die ganze Zeit wie ein Stahlseil um mein Innerstes gewickelt hatte.

»Was heißt, dass du kommen *darfst*?«, empörte Yvette sich nun, schob mich mit ausgestreckten Armen ein Stück von sich und betrachtete mich prüfend. Dann strich sie mir mit dem rechten Daumen ein paar Tränen aus dem Gesicht. »Die Enkeltochter von Philippe Chevalier ist jederzeit willkommen. Du hättest mich gerne schon früher besuchen *dürfen*. Wenn ein junges Mädchen sich zum Geburtstag wünscht, die Sommerferien freiwillig in meinem stickigen alten Buchladen zu verbringen, werde ich sowieso schwach. Ich liebe Menschen mit kuriosen Wünschen! Also zumindest denke ich, dass das ein ganz schön ungewöhnlicher Wunsch ist. Möglicherweise verstehe ich aber auch einfach nur nichts mehr von Teenagern. Ich jedenfalls wollte in deinem Alter immer ans Meer und mich unsterblich verlieben! Das mit dem Verlieben habe ich auch getan, alle zwei Wochen neu, dafür jedes Mal unsterblich.« Sie lachte. Auf eine so ansteckende Weise, dass sich der dumpfe Druck aus

meiner Brust verzog, und ich plötzlich ebenfalls lachen musste, obwohl Yvette meinen Wunsch *seltsam* genannt hatte. Doch bei ihr klang das überhaupt nicht böse. Anders als wenn meine Freundin Nele solche Dinge sagte. Sie fand es völlig crazy, dass ich freiwillig fünf Wochen zwischen eingestaubten Büchern in einem Antiquariat arbeiten wollte, anstatt mit ihr und unserem gemeinsamen Kumpel Jan ins Surfcamp nach Griechenland zu fahren, Cocktails zu schlürfen, knackbraun zu werden und den ganzen Tag mit irgendwelchen Jungs zu flirten. Genau genommen war sie sogar ziemlich sauer auf mich, weil ich nicht mitgekommen war. Sie kapierte nicht, wie mir die Bücher- und Frankreichsache nur wegen meines verstorbenen Opas wichtiger als unsere Triofreundschaftsgang sein konnte. Was Quatsch war. Ich hielt das nicht für wichtiger, sondern einfach für genauso wichtig. Okay, zugegeben, unter Umständen hielt ich die Frankreichreise *doch* für etwas wichtiger ... also ... nicht als unsere Freundschaft, aber als Surfen und Flirten in Griechenland. Zumal ich sowieso weder Ahnung vom einen noch vom anderen hatte. Außerdem sprachen wir hier über meinen Lebens Traum. Schon als Kind hatte ich mir vorgestellt, eines Tages wie mein Großvater mit alten Büchern zu arbeiten.

Manchmal, wenn ich die Augen schloss, kam es mir so vor, als wäre ich wieder das kleine Mädchen, das im Schneidersitz auf Papy Philippes Werkstattbank saß und stundenlang dabei zusah, wie er seine Hände über Leinen oder Leder streichen ließ. Wie er sich daranmachte, schöne Einbände von vollständig zerstörten Seiten zu befreien und sie mit neuen Seiten zu füllen – oder gute Seiten aus kaputten Einbänden löste.

»Am Anfang musst du fragen, was das Buch braucht, *ma chère*«, hatte Papy Philippe mir dabei jedes Mal erklärt und ge-

zwinkert. Mit diesem typischen Papy-Philippe-Zwinkern, bei dem sich eine winzige Falte auf seinem Nasenrücken gebildet hatte. »Eine gute Buchbinderin versteht, dass sie den *Büchern* zuhören muss. Sie sagen dir selbst, was sie brauchen. Auf gar keinen Fall darfst du den Menschen zuhören. *Mon Dieu*, die haben ja keine Ahnung! Am Ende wollen sie pinkfarbene Le-sebändchen. *Non, ma chère*, wenn sie reden, nickst du freundlich und lässt die Sätze an deinen Ohren vorbeiflattern, als wären sie Schmetterlinge.«

Und genau das wollte ich nach der Schule werden: eine gute Buchbinderin. Deshalb hatte ich mir zum Geburtstag ein Praktikum in Yvettes Antiquariat gewünscht. Natürlich wusste ich, dass die Arbeit dort relativ wenig mit Buchbinden zu tun hatte. Aber es war der einzige Ort der Welt, an dem ich das Gefühl hatte, Papy Philippe nahe zu sein und gleichzeitig zu lernen, auf die Art mit alten Büchern umzugehen, wie er es getan hatte.

»So, jetzt lass dich anschauen«, riss Yvette mich aus meinen Gedanken. »Mhm, mhm, mhm.« Bei jedem *Mhm* betrachtete sie mich von einer anderen Seite. »Groß bist du geworden! Sag bloß, einen Meter siebzig?«

»Achtundsechzig«, lachte ich und wischte mit den Handrücken meine Wangen trocken.

»Nein!« Yvette schüttelte den Kopf. »Das kann unmöglich die kleine Clara Bernstein sein! Warst du nicht eben noch so?« Sie klopfte sich an die Knie.

»Yvette!« Ich musste gleich noch mehr kichern. »Ich bin gestern sechzehn geworden. Das letzte Mal war ich mit elf hier. Ganz so klein war ich da aber auch nicht mehr«, erinnerte ich sie, während ich einen Schritt zurücktrat und den Trolley hinter mir aufhob. Gerade rechtzeitig, ehe ein Mann mit Nadelstrei-

fenanzug und Aktentasche, der telefonierte und keine Sekunde auf den Boden guckte, darüber stolpern konnte.

»Stimmt.« Yvette nickte ernst. »Ach Gott, bei Philippes Beredigung, nicht wahr? Er fehlt so sehr.« Sie seufzte tief und nahm mir ungefragt den Koffer ab. »Ich finde einfach keinen Buchbinder, der ähnlich viel von Büchern versteht wie dein lieber Grand-père. Als Antiquarin brauche ich aber jemanden, der das tut. Er darf nicht davor zurückschrecken, Lösungen für besonders schwierige Kandidaten zu überlegen. Du musst wissen, manche der Bücher, die zu mir kommen, sind in einem grauenhaften Zustand.« Sie seufzte ein weiteres Mal. »Das kannst du gleich selbst sehen. Heute ist eine Lieferung aus einer aufgelösten Bibliothek in Avignon bei mir angekommen. Monsieur Mathis hat sie ersteigert. Erinnerst du dich an ihn?«

»Äh, ja.« Ich nickte. Wie hätte ich Yvettes grummeligen Mitarbeiter mit den Segelohren und dem Schnauzbart bis über das Kinn jemals vergessen können? Als Kind hatte ich mir seinetwegen vor Angst regelrecht in die Hose gemacht. Vor allem, nachdem er mich einmal mächtig angemotzt hatte, weil ich im Hinterhof die Arkadenfenster entlanggeklettert war.

Anscheinend las Yvette meine Gedanken. »Keine Sorge, er hasst Kinder, aber ein Kind kann man dich jetzt ja wohl nicht mehr nennen. Und du wirst viel von ihm lernen! Der Mann ist zwar selten gut gelaunt, hat aber ein Händchen für das Aufspüren wundervoller Schätze! Unter den neuen Büchern sind zauberhafte Stücke. Beispielsweise eine nahezu zweihundert Jahre alte Ausgabe von *La Belle et la Bête*, neben den armen Wesen, bei denen ich noch nicht weiß, was ich mit ihnen machen soll. Vermutlich stecke ich sie hinunter ins Lager, bis mir ein fähiger Buchbinder über den Weg läuft. Oder du so weit bist.«

Schmunzelnd knuffte sie mich in den Oberarm. »Komm jetzt, wir sollten los. Sonst wird Mathis doch noch ungemütlich. Er hasst es, wenn ich ihn allein arbeiten lasse. Obwohl ...« Sie wog den Kopf hin und her. »Heute stimmt das gar nicht so ganz.«

»Ach?«, wunderte ich mich und folgte ihr ins Bahnhofsgebäude. Eigentlich glich es einem Wunder, dass Yvette mich überhaupt bei sich arbeiten lassen wollte. Sie war berühmt dafür, niemanden außer Monsieur Mathis zwischen ihren deckenhohen Regalen zu akzeptieren. Und Monsieur Mathis gehörte seit über zwanzig Jahren ins Antiquariat der Familie Lombard. Länger, als Yvette das Geschäft leitete. Noch ihr Großvater, Antoine Lombard, hatte ihn eingestellt. »Gibt es einen neuen Mitarbeiter?«, fragte ich neugierig.

Yvette warf mir einen Blick über die Schulter zu. »Mmm, das verrate ich später, *ma chère*! Es ist eine Überraschung!«